



Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

17. Jahrgang.

Blumenau, im Mai 1924.

Nr. 5.

Die verantwortliche Schriftleitung übernimmt bis auf weiteres Herr Pfarrer Goosmann, Badenfurt. Zuschriften und Geldsendungen sind an Herrn G. A. Koehler „für den Christenboden“ zu richten.

Ten Lesern des Christenboden sage ich ein herzliches „Lebewohl!“.

Neumann.

Himmelfahrt.

Erhalte, Herr, mit frei den Blid
Hinauf, hinein, vorwärts, zurück:
Hinauf hoch über Gram und Schmerz
Hinein in dein erbarmend Herz
Vorwärts auf der gegebenen Bahn
Zurück auf das, was du getan.

Kolosser 3, 1: Seid ihr mit Christo auferstanden,
so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zu
der Rechten Gottes.

Christ! Himmelfahrt! Das ist Gottes Antwort auf die Klugheit und Weisheit der Menschen. Aber von diesem Tage ab kommt kein Mensch mehr um die Frage, die Hauptfrage seines Lebens: Wohin gehst du, lieber Freund, was ist das Ziel deines Lebens. Erkennt du, Erdensohn, deine himmlische Bestimmung? Sprichst du mit dem großen Apostel: Unsere Bürgerschaft ist im Himmel. In dem Elend und all der großen Traurigkeit einer untergehenden Kultur und Welt wurden die Jünger unseres Herrn nicht verzagt und hoffnungslos. Die wußten, wohin ihr Lebensweg sie führen würde. Möchten die andren über sie spotten und lachen, die einer neuen Erde warteten, ihr Leben und Sterben hat den Zweiflern und Gottlosen beweisen, daß Himmelfahrt Christi Sieg des Gottesreiches ist. Doch sie wollten nicht sehen, wie sie auch heute nicht sehen wollen. Gleich bei Christi Berufung tut sich der Himmel auf, Gott offenbart sich allen Menschen. Doch die einen wollten nichts wissen von diesem himmlischen Staat und der Aufgabe Bürger in ihm zu werden. Ihr Leib und ihr Vergnügen waren ihr Gott; warum so viel innre Unruhe ins Leben hineinbringen, es lebte sich so viel besser. Die Welt und ihre Freuden, das das war ihr Himmel. Und die andren waren reich und mächtig. Arm sein in Gott, sich nicht auf die Güter dieser Welt verlassen, ach das war ja nur das leere Geschwätz von Menschen, die selbst nichts besaßen, nun es auch von den andern verlangten. So wurde bei ihnen Geld und Macht ihr Götzengesetz. Und die dritten — das waren die gefährlichsten; denn sie hielten sich für zu klug und gebildet, um an eine Himmelfahrt glauben zu können. Was heißt denn Himmel und wo gibt es da ein links oder rechts? So würde das kleine endliche Ich zum Überirdischen erhoben. Und doch liebe Freunde, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Wir wissen seit Christi Himmelfahrt, „mein Heim ist nicht in dieser Welt und Zeit“. Wo Gottes Wort verkündigt wird, wo der zum Himmel

gesahrene Christus im Mittelpunkt steht, da beginnt Himmelfahrt. Wo Elend und Traurigkeit dieser Welt unsere Seele immer mehr nach oben führt, da ist Himmelfahrt. Wo alle Güter und Weisheit dieser Welt zu Grabe getragen werden, da wird ein Haus für den Gottesstaat gebaut. Wo das trostige Ich nicht mehr auf Geld und Gut, eigene Gerechtigkeit und natürliche Güte pocht, da zieht Christus die Seele hinnan. Ja, alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, Jesu Himmelfahrt wird der Anfang einer neuen Welt. Ob wir die rechten Augen haben, um sein Emporgehoben zum Vater zu sehen? Suchet was droben ist, nicht was hier unten ist. Das ist deine und meine Aufgabe, das Himmliche zu erstreben, nicht das durch den Fluch der Vergänglichkeit belastete Irdische. Christi Himmelfahrt bleibt das Triumphieren Gottes über die Selbstgerechtigkeit, Weisheit und Genußsucht der Menschen. Seine Himmelfahrt verbürgt, daß wir aus Suchern und Kämpfern einmal Triumphatoren werden sollen.

Wie liegt die Welt so dunkel tief, das Licht hat sich verborgen
Wer gibt ihr Siegel oder Brief, daß sie noch lebt bis morgen?
Wem morgen nicht wie heute ist und heute nicht wie morgen,
Der weiß noch nichts von Jesu Christi und wird sich schlecht
versorgen
Wohl liegt die Welt so dunkel tief, das Licht hat sich verborgen
Der Jesum aus dem Grabe rief der wird auch mich versorgen.
Goosmann.

Wie ein Kindergewissen aufwacht und wieder einschläft.

Vor dem Beichtstuhl hatte ich einen herzbelemmenden Reckel, obwohl der gute Pfarrer Hartmann außerhalb der Kirche ein sehr freundlicher Herr war. Doch als ich zum ersten Mal mein Gewissen vor ihm erleichterte, wollte er wohl erzieherisch auf mich wirken — und das trug mir einen schrecklichen Nachmittag ein. Nach mancherlei kleinen Sünden hatte ich schließlich auch bekannt, daß ich auf dem großen Heuboden der Rollewirtin schon viele Eier „funden“ und ausgetrunken hätte. Deutlich ist mir in Erinnerung geblieben, wie der Pfarrer hinter dem Gitter saß und mit seiner Flüsterstimme sagte: „Gefunde? So, so? Meinst du net, da müßte mer „gstohle“ sage? Ich hatte das Gefühl, als wäre dicht vor meinem Gesicht ein glühender Ofen. Der Pfarrer fragte mich nach dem siebenten Gebot, setzte mir gründlich den Unterschied von Mein und Dein auseinander und erklärte, daß der liebe Gott mir diese abscheuliche Sünde erst vergeben würde, wenn ich die Rollewirtin wegen des Schadens, den ich ihr zugefügt, um Verzeihung gebeten hätte.

Im Gemütszustande eines gefnickten Menschenkindes verließ ich die Kirche. Beim Mittagessen brachte ich kaum einen Bissen hinunter. Von der Mehlspeise, die nach Eiern schmeckte, wurde mir fast übel. Und fünf Minuten später stand ich atemlos und mit flapsendem Herzen auf der steinernen, mit einem Eisengeländer versehenen Freitreppe des Rollewirtes. Weiter kam ich nicht. Beim Anblick des offenen Hausflurs hatt

ich ein Gefühl, als sollte ich in die Hölle springen. Leute kamen und Leute gingen. Ich blieb auf der Treppe stehen oder turnte, um unverdächtig zu erscheinen, am Geländer hin und her. Trinnen im Hausflur tauchte die runde Rollewirtin immer wieder zwischen Schänktüre und Kellerstiege auf. So oft ich sie gewahrte, wurde mir kalt oder heiß. Endlich fiel es ihr auf, daß ich immer da auf der Treppe stand. Sie kam und fragte freundlich: „Ludwigle, willst ebbes?“ Aber ich brachte keinen Laut heraus, schüttelte nur den Kopf — und turnte wieder. Stunde um Stunde verging. Es wurde fünf Uhr nachmittags, die Herren kamen zum Tarot, einer nach dem andern, der Doktor, der Müssläger, der Lehrer, der Förster Kauschneher und Papa. Jeder fragte so was ähnliches: „Ludwigl, was treibst du denn da?“ Ich hatte immer die gleiche Antwort: „Nix!“ und turnte immer aufgeregter. Und jetzt — mir stand das Herz heroben im Halse still — jetzt kam der Pfarrer mit dem lustigen Benefiziaten Troll. Ich wollte davonrennen, doch meine Füße waren wie angewachsen. Der Pfarrer legte mir die Hand auf den Kopf und fragte genau so neugierig wie die anderen: „Ludwigl, was treibst du denn da?“ Ich sah ihn verzweifelt an und stotterte: „Amer Sie wisse doch, Herr Pfarrer...“ Er machte ein erstauntes Gesicht und sagte: „Joh? Was soll ich denn wissen? Nix weiß ich. Gar nix!“ Dann tätschelte er meine Wange und trat ins Haus. Ich konnte niemals turnen, alles am Leibe war mir wie tot. Und der frühe, kühle Frühlingsabend fing schon zu dämmern an. Da kam die Rollewirtin aus dem dunklen Haussgang heraus, nahm mich bei der Hand, führte mich in die Schlaftüre, die neben der Kellertüre war, und beugte sich zu mir herunter: „Ludwigle, muescht mer ebbes sage?“ Ich nahm die Frau mit beiden Armen um den Hals und fing herabend zu schluchzen an. „No, no, no“ tröstete die Rollewirtin, „weischt, es ischt nit so arg! Muescht bald meine Hennenescher jekzt e bissle in Ruh lasse, gell?“ Ich fühlte, daß an meinem Käppchen die Tasche schwer wurde. Und als ich aufatmend draußen auf der Treppe stand und durch den Abend davonrannte mit federleichtem Gewissen, fand ich in meiner Käppchen vier gefärbte Östereier, zwei rote und zwei blaue. Mir war unbeschreiblich wohl zumute. Aber ich konnte an diesem Abend lange nicht schlafen — weil mich immer die Frage beschäftigte: „Warum sind die anderen nicht zur Rollewirtin gekommen, der Muß und der Alsons?“ Das Rätsel löste sich am nächsten Morgen. Alsons und Muß hatten nicht beim Pfarrer, sondern beim lustigen Benefiziaten ihre mit vielen Eiern beschwerten Seelen erleichtert. Der hatte ihnen nur zwei Vaterunser und einen Rosenkranz als Buße aufgegeben. — Das nächstmal beichtete ich beim Benefiziaten. So lernt man im Leben. Langsam begann ich zu werden, was man „Klug“ nennt.

Aus Ludwig Ganghofer: „Lebenslauf eines Optimisten“.

Vergeltung und Versöhnung.

Eine Probe aus der Schrift „Slave oder Herr?“ von Prof. D. E. Dennert.

Die Menschen haben wohl den guten Willen zum Gehorsam gegen Gott; aber wie wenige sezen ihn in die Tat um. Es ist die alte Klage: „Willen habe ich wohl; aber Vollbringen des Guten finde ich nicht!“ — und: „Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach“. Im Grunde genommen liegt es daran, daß der Geist eben doch noch nicht die Herrschaft über die Materie erlangt hat, sondern daß er sich im Gegenteil von der Materie beherrschen läßt. Dadurch entsteht ein ständiger Konflikt im Menschen selbst wie auch zwischen ihm und Gott. Dieser Konflikt ist unnatürlich, ja zerstörend, er muß daher gehoben werden. Dies führt uns zu dem größten Problem des Menschenlebens und der Religion. Der Mensch fühlt, daß er mit seiner Uebertretung des Sittengegesetzes — die deshalb als „Sünde“ zu bezeichnen ist, — den Willen und die Heiligkeit Gottes verletzt und damit seinen heiligen Zorn auf sich gezogen hat. Daher regt sich in ihm das Bedürfnis nach Erlösung und Versöhnung.

Dieses Bedürfnis ist uralt und Gemeingut aller Menschen, und ihm zufolge zeigt sich zu allen Zeiten bei den Naturvölkern ebenso wie bei den Kulturvölkern das Bestreben, die erfürnte Gottheit zu besänftigen und zu versöhnen. Mag dies ja auch wohl etwas menschlich gedacht sein, so liegt darin doch ganz gewiß eine tiefe transzendentale Wahrheit, welche durch die menschliche Auffassung vorstellbar wird. Als Mittel zur

Versöhnung bringt der Mensch Opfer dar. Wiederum ist diese Erscheinung ganz allgemein und der Gedanke menschlich, aber auch wieder liegt ein tiefer Sinn dahinter, und gerade das Christentum hat ihm den sittlich höchsten Gehalt gegeben: In Christus selbst als seinem Sohne bringt Gott ein Opfer dar, damit die Menschheit im Glauben an ihn nicht verloren werde, also ein Opfer der Versöhnung, durch welche der Heiligkeit Gottes genug getan wird.

Nur aber entsteht die schwerwiegende Frage: In welchem Verhältnis steht die Versöhnung zu dem Vergeltungsgesetz? Diese Frage ist viel folgenschwerer, als die Menschheit gemeinhin bedenkt, sie ist geradezu verhängnisvoll.

Neben dem an sich ganz berechtigten Wunsch, sich mit Gott zu versöhnen, besteht den Menschen noch der andre, der Strafe zu entgehen. Dies führt aber schließlich dazu, daß der Mensch die eigene Pflicht der Verantwortung irgendwie zu umgehen sucht. Und dies ist es, was so furchtbar verhängnisvoll wird. Das Abwälzen der Verantwortung ist zwar verständlich, aber unsittlich und unmöglich. Man glaubt sich durch irgendein Opfer nicht nur mit Gott versöhnt, sondern auch von den Folgen der Taten befreit, beruhigt sich damit und — sündigt weiter; man kann das Opfer ja später wiederholen, also macht man sich weiter keine Sorge. So wird Leichtfertigkeit groß gezogen. Dahin gehört die ganze katholische Ablachlehre; liegt doch schon in dem Wort „Ablach“, daß dabei an Erlös der Strafe gedacht wird. Wie furchtbar zerstörend und entsetzlich dies wirkt, geht daraus hervor, daß Menschen sich schon vor der beabsichtigten Tat von den Folgen, d. h. der Strafe, durch Ablachzahlung los zu machen suchen. Natürlich ist es ebenso, wenn man die Seelen Verstorbener mit Geld und irgendwelchen Opfern loskaufen will. Ebenso wenig kann uns das Verdienst anderer angerechnet werden, zumal da es völlig undenbar ist, daß irgendein Mensch etwa auf Vorrat Gutes tun könnte, das widerspricht auf das schärfste der Botschaft Christi (Luk. 17, 10).

Aber auch auf protestantischer Seite gibt es eine Untersuchung, welche hierhin gehört. Wir haben oben gesagt, in welcher Weise das Opfer, wie es z. B. bei den Israeliten herrschte, von christlicher Seite sittlich vertieft wurde. Nun kann aber der Tod Christi in verschiedener Hinsicht als Opfer angesehen werden. Er war ein Opfer, insofern Christus für seine Lehre, seine Botschaft starb, er besiegt und vollendete sie damit, doch er sich frei unter den Willen Gottes beugte. — Der Tod Christi war auch insofern ein Opfer, als er die Herrschaft und Kraft des Geistes offenbarte und daher alle Menschen die daran glauben, von der Knechtschaft des Materialismus befreite. — Der Tod Christi ist ferner ein Opfer, weil er jedem einzelnen Menschen ein ernstes „Stirb!“ zuruft: „Jesus Christus ist darum gestorben, auf daß die, so da leben, hinsicht nicht ihnen selbst, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist“ (2. Kor. 5, 15). Wie uns auch Goethe zuruft:

Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Wist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Stirb dir selbst, stirb deiner Selbstsucht und laß die Liebe in dir werden und auferstehen. Und dies ist die Geburt der sittlichen Persönlichkeit.

Aber noch in einem andern Sinn wird der Tod Christi als Opfern angesehen, nämlich als Opfer für unsre Sünden, und damit recht eigentlich erst wird er zu einem Versöhnungstod. Der Gedankengang dabei ist folgender: Wir haben alle gesündigt und damit das Sittengesetz Gottes übertreten. Daher haben wir den Zorn des heiligen Gottes verdient und wären infolgedessen ewig verloren. Gutmachen können wir unsre bösen Taten nicht mehr. Da läßt nun Gott seinen Sohn für uns eintreten; indem dieser freiwillig für uns stirbt, versöhnt er durch dieses Opfer Gott, der uns nun wieder in Gnaden annimmt und die Sünde vergibt. Diese Gedanken werden nun weiter noch dahin ergänzt, daß Gott die Strafe auf Christus gelegt habe und daß uns daher die Strafe erlassen sei. Christi Leiden wäre daher ein Strafleiden, und das tiefe Mysterium wird dadurch zu einem menschlich-juristischen Prozeß und als solcher des eigentlichen Mysteriums beraubt.

Hier liegt wieder die oben geschilderte Gefahr vor: das Abwälzen der Strafe und damit der Verantwortung von sich auf Christus. Auch hier kann dem Leichfertinn Vorwand geleistet werden, indem man auf das Strafleiden Christi hinzuweist und damit die Menschheit abschreckt. Der menschlichen Natur liegt jedoch

Leichtsinn nur zu nahe, als daß sie sich eine derartige Lehre nicht zunutze machen sollte. Und wie oft geschieht dies, auch in jenen Kreisen, die sich für „wiedergeboren“ und „befehlt“ halten und davon gerne sprechen. Das sind die Wortschriften, die „He-Herr-Sager“, die man leider so oft findet bis hin auf unter denen, die sich als Führer des Volkes fühlen, die aber mit der Tat nicht vorleben, was sie mit den Lippen verkündigen. Wie sollen wir uns nun zu dieser Sache stellen? Das Strafleiden widerspricht doch offenbar dem Vergeltungsgesetz.

Zunächst müssen wir mit aller Bestimmtheit betonen, daß Christus selbst das Vergeltungsgesetz als unerbittlich gelehrt hat. Man beachte dazu: Luk. 12, 59; Matth. 12, 36; Matth. 16, 27. Dazu kommt das schon angeführte, furchtbare ernste Pauluswort: „Iret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten...!“ Es besteht nach alledem gar kein Zweifel, daß das Vergeltungsgesetz durchaus biblisch ist; aber die Kirche hat damit nicht Ernst gemacht. Der Grund liegt zum Teil eben in der Lehre vom Strafleiden Christi, sodann wohl auch darin, daß die indische Theosophie in ihrem „Karma“ das Vergeltungsgesetz lehrt und mit der Wiederverkörperung (Reinkarnation) verquikt, wozu keinerlei Nötigung besteht.

Das Vergeltungsgesetz ist nun aber auch tatsächlich eine Notwendigkeit. Auf kosmischem Gebiet gewährleistet das Ursachengesetz die Ordnung und damit Harmonie. Gott mußte sich als Gott der Ordnung durch dieses Gesetz selbst binden. Würde es in der materiellen Welt auch nur einen Augenblick aufgehoben, so würde diese Welt sofort zum Chaos. Genau so ist es aber in der sittlich-geistigen Welt. Auch sie soll ein Kosmos der Harmonie und Ordnung sein bzw. werden. Dies ist nur möglich, wenn in ihr ein entsprechendes Gesetz herrscht, nämlich das Vergeltungsgesetz. Ohne dieses würde auch hier Chaos eintreten. Es ist also ganz selbstverständlich, daß Gott sich auch hier durch ein unerbittliches Gesetz beschränkt. Obendrein ist es ein notwendiges Korrelat der Freiheit des Willens. Nur dann, wenn hinter ihr jene unerbittliche Vergeltung steht, hat die Freiheit des Willens und die sittliche Verantwortlichkeit einen Sinn. Ist die Möglichkeit vorhanden, der Vergeltung zu entgehen, so ist damit dem Leichtsinn der größte Vorwurf geleistet, und dies darf aus pädagogischen Gründen nicht sein. Also muß die Vergeltung unabsehbar sein. Gerade der furchtbare Materialismus der Gegenwart zeigt, wie bitter nötig die Menschheit dieses Gesetz hat. Da nun Wohl in jeder Form und ebenso das sogenannte Strafleiden Christi die Strafe, also die Vergeltung, aufheben sollen, müssen sie irrig sein.

Nun stehen aber jenen bestimmten Worten Christi von der Vergeltung auch ebenso bestimmte Worte von ihm gegenüber, welche auf seinen Opfertod hinweisen, — es genüge an das eine zu erinnern: „Das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden“ (Matth. 26,28). Hier ist also doch von Versöhnung die Rede. Will man diese nun durchaus als Straferlass deuten, so besteht ein unlösbarer Widerspruch zwischen klaren Worten Christi: entweder ist es richtig, daß jeders auch den letzten Heller bezahlen muß, also erntet, was er gefügt hat, oder aber, daß uns durch Christi Opfertod die Strafe erlassen wird. Beides zusammen kann nicht wahr sein. — Da es nun aber unmöglich ist, daß der, der von sich sagte: „Ich bin die Wahrheit!“ hier in einem von beiden Fällen die Unwahrheit mit solcher Bestimmtheit gesagt haben sollte, so muß unbedingt in einem Fall eine falsche Auffassung der Menschen vorliegen. Da die Worte hinsichtlich der Vergeltung völlig eindeutig sind, so kann es sich also nur um die Versöhnung handeln. Nun ist es aber doch auch schon sehr auffällig, daß weder Christus noch seine Apostel je von „Straferlass“ reden. Das Wort Strafe wird vielmehr nur Jesaja 53 gebraucht, also im Alten Testament, das noch von israelitischem Geist durchdrungen ist. Die im Neuen Testament gebrauchten Ausdrücke sind: „Vergebung“, „Erlösung“, das bildliche „Lösegeld“ und ähnliche, mit denen durchaus nicht etwa der Begriff der Strafe und ihres Erlusses ohne weiteres verbunden sind. Es liegt also doch wohl auf der Hand, daß es sich bei dem Widerspruch um eine falsche Auffassung der „Versöhnung“ handeln muß.

Um klarer zu sehen, müssen wir daran denken, daß wir eine zweifache, ja eigentlich sogar dreifache Welt zu unterscheiden haben. Hier ist jetzt der Ort, dies genauer zu verfolgen. Wir sprachen schon von der kosmisch-seelischen und der sittlich-geistigen Welt; jetzt wollen wir genauer unterscheiden die kosmisch-sinnliche, die seelische und die geistige Welt. In der kos-

mischen herrscht die Energie, es ist die Welt der leblosen Materie; in der seelischen herrschen die Triebe und Leidenschaften, es ist die Welt des Lebens, der Pflanzen und Tiere; in der Welt des Geistes herrschen Pflicht und Freiheit. Der Mensch gehört allen drei Welten an, mit Körper, Seele und Geist. Die Seele verknüpft Körper und Geist; der Geist seinerseits ist im Menschen durch Körper und Seele gebunden, soll sich aber durch die Arbeit an beiden zur sittlichen Freiheit entwickeln. Es sei hier gleich hinzugefügt, welche Auffassung man von diesen Gedanken aus über Tod und „Jenseits“ gewinnen muß. Der Tod ist die Lösung des seelisch-geistigen Menschen vom Körper, und als solche eine neue Geburt. Die weitere Entwicklung im Jenseits (d. h. jenseits seitens von Materie, Raum und Zeit) bezweckt die Befreiung des Geistes von der seelischen Wesenheit. Soweit die Triebe und Leidenschaften bereits im Körperleben beherrscht wurden, hat sich diese Befreiung schon vollzogen; soweit es noch nicht der Fall war, muß es im Jenseits geschehen, nun aber unter schweren Kämpfen, weil der Körper fehlt, an dem sich die Triebe befriedigen wollen.

In der kosmischen und seelischen Welt ist das Grundgesetz die Kausalität und Vergeltung, hier herrschen Ordnung und Notwendigkeit. In der geistigen Welt ist das Grundgesetz die Pflicht, hier herrschen Liebe und Freiheit. Da nun im Menschen diese Welten, bzw. Wesenheiten ineinanderdringen, lebt er auch in allen drei, und dementsprechend hat auch jede seiner Handlungen mehrere Seiten, jedenfalls, da man das Triebleben mit dem Körperleben zusammenfassen kann, aber zwei: eine kosmisch-seelische, das ist die, welche man nur gewöhnlich beachtet, und eine sittlich-geistige, an welche man nur hier und da denkt, die aber doch bei jeder Handlung vorhanden ist. Tieferes Nachdenken zeigt dies sofort.

Nehmen wir z. B. eine Handlung, bei der man von vornherein gar nicht an eine sittlich-geistige Seite denkt, die Nahrungsaufnahme. Für das Tier als nur kosmisch-seelisches Wesen fehlt diese Seite, es wird daher durch den Instinkt (auch eine kosmisch-seelische Kraft) sicher geleitet. Anders beim Menschen, der neben dem Instinkt bewußt freien Willen (eine sittlich-geistige Kraft) besitzt. Das Gesetz der sittlich-geistigen Welt verlangt der Umwelt gegenüber Maßhalten, d. h. es gestattet deren Nutzung so weit, wie es die Erhaltung des Lebens fordert. Jede Überschreitung dieser Grenze ist eine Versklavung unter die sinnlichen Triebe und eine Verfehlung gegen unsre sittliche Verantwortung der Umwelt gegenüber. Bei der Nahrungsaufnahme ist diese Überschreitung „Völkerlei“, ein Wort, das schon das Grauhafte seines Begriffs an sich trägt. Es gilt nicht nur für das Trinken geistiger Getränke, sondern auch für das Essen. So denkt man auch bei Genußmenschen an solche, die sich mit Lust und Gier zum Essen niedersetzen und denen „der Bauch ihr Gott“ ist. Darin liegt natürlich ein sittlich wertendes Urteil. So hat selbst die Nahrungsaufnahme ihre sittlich-geistige Seite, und so steht es mit jeder Handlung des Menschen.

Diese Erkenntnis ist von größter Bedeutung: also jede Handlung des Menschen hat zwei Seiten, nach der kosmisch-seelischen ist sie dem Gesetz der Kausalität und Vergeltung unterworfen, daher muß sie ihre unabänderlichen Folgen unweigerlich haben. Auch der heilige Gott der Ordnung kann daran nichts ändern. Nach der geistig-sittlichen Seite hin ist jede Handlung dem Gesetz der Verantwortung unterworfen, ist sie Erfüllung oder Übertretung einer Pflicht. Da aber auf diesem Gebiet Freiheit und Liebe herrschen, so steht Gott auf ihm den Handlungen anders gegenüber. Hier kann er vergeben und vertilgen. Hier tritt ein wunderbar großer Begriff in sein Recht, den erst die Botschaft Christi voll und ganz gebracht hat: die Gnade, die andern sittlichen Religionen wie der indischen ganz fremd ist.

(Schluß folgt.)

Einweihung der deutsch-evangelischen Kirche in Rio Claro, Staat S. Paulo.

Die deutsch-evangelische Gemeinde in Rio Claro durfte am 9. März dieses Jahres ein hohes Fest begehen: die Einweihung ihrer neuen Kirche. Dieser Tag war um so denkwürdiger, als 40 Jahre zuvor, ebenfalls am Sonntage, dem 9. März, die frühere Kirche als erste deutsch-evangelische Kirche im Staat São Paulo eingeweiht worden war. Durch den Pöbelangriff am 15. April 1917 stark beschädigt, während der

Kriegsjahre nur notdürftig wieder hergestellt, hätte sie jetzt umfassende und kostspielige Ausbesserungen erfordert. So beschloß die Gemeinde, lieber jetzt schon den lange geplanten Neubau auszuführen.

Schon ehe der erste Spatenstich ausgeführt wurde, war der größte Teil der veranschlagten Summe gezeichnet und dann gings mit großem Eifer und mit Hingabe an den Bau. Männer und Zimmerleute bestanden zum großen Teil aus Gliedern der Gemeinde; der Baumeister war ein früherer Schüler der deutschen Schule in Rio Claro.

Dank der großen Anstrengungen der Bauleute stand die Kirche am Einweihungstage vollendet da. Nur die neuen Kirchenbänke fehlten noch; doch füllten auch die alten würdig ihren Platz aus.

Fleißige Hände halfen, das Innere der Kirche festlich zu schmücken, sodass sie am Einweihungstage den zahlreichen, aus allen deutschen Kolonien zusammenströmenden Besuchern einen entzückenden Anblick bot und die Einheimischen, die nun von ihr Besitz nahmen, sich für die großen Opfer belohnt sahen.

Bewegt war besonders für den Ortsgeistlichen, Pastor Kölle, der Augenblick, als ihm von dem Baumeister, Herrn Fehr aus S. Carlos, die Schlüssel überreicht wurden. Er mochte wohl des Augenblicks gedenken, da er vor 40 Jahren als junger, eben erst aus Deutschland gekommener Lehrer der Einweihung jener ersten Kirche beigewohnt hatte.

Mit den Worten des Psalms 24, 9 u. 10 öffnete er die Kirchentür. Den vorangehenden Pfarrern Hoepffner, Schmidt und Kölle und dem Gemeindevorstande, der die Kirchengeräte trug, strömte die Festgemeinde nach in den nun weitgeöffneten Raum, unter den Klängen des volltönenden Harmoniums. Der Raum sah die Zuhörer nicht alle. Etwa 600 füllten die Kirche und die Empore und reichlich 100 lauschten außerhalb der Kirchentüren und Kirchenfenster den Predigten und Gesängen.

Vielle Freunde der deutsch-evangelischen Sache, die verhindert waren, dem Feste beizuwohnen, hatten ihre Glückwünsche gesandt, unter ihnen auch der deutsche Gesandte, Herr Geheimrat Plehn. Mögen sich alle diese Wünsche erfüllen.

Zieten.

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer.

Der Freigeist von Sanssouci hatte das siebenjährige Schicksal des großen Krieges erfahren, sein Rücken war trümm von der grausamen Last so vieler Schlachten, die Zähne waren ihm ausgefallen, und eisengrau starnte das Haar an den trockenen Schläfen; aber der zahnlose Mund hatte den bösen Spott nicht verloren und keiner war sicher, daß sich der Witz des Königs nicht an ihm versuchte.

So hatte er einmal den General Zieten auf einen Karfreitag zur Tafel geladen, aber der alte Husar hatte in schuldiger Ehrfurcht um Urlaub gebeten: er könne und werde nicht kommen, weil er zum Abendmahl ginge. Als sie zum nächsten Mal wieder in Sanssouci saßen, alle die loseren Geister, die von den Kerzen des Königs beleuchtet das ledere Mahl übermäßig genossen, als Zieten ihm gegenüber saß, statt zur Seite, die Ungnade zu spüren, reizte den König sein Teufel der Bosheit gegen den Alten: „Wie ist Ihm, Zieten,” rief er über die Tafel und ließ die Augen der spöttischen Frage schon das Schellenpiel läuten: „Wie ist Ihm das Mahl am Karfreitag bekommen? Hat Er den Leib und das Blut Christi ordentlich verdaut?”

Das war ein Wort für die günstigen Herren unter den Kerzen des Königs; von ihrem frechen Gelächter und von dem Hohn ihrer Blicke begossen saß der alte Haudegen da und konnte nichts tun, als den Eisenkopf schütteln. Wie aber der Lärm sich nicht stille und die Herren einander zutranken auf das Spottwort des Königs, hob sich der Zieten von seinem Platz, trat einen Schritt zurück von der Tafel und beugte sich tief vor dem König.

„Majestät wissen,” sagte er fest und senkte die Stimme, weil Stille um seine Rücksicht entstand: „Majestät wissen, daß dieser Kopf heute dem König gehört wie er bei Liegnitz und Torgau dem König gehört hat. Über dem König aber steht er, den ich glaube; ihn darf ich mir nicht so verhöhnen lassen. Da Eure Grenadiers in der kalten Nacht auf dem Schlachtfeld von Leuthen: Nun danket all Gott Jungen, da hat Ihnen kein Spott die Wachtfeuer gelöscht. Der bei uns war in ver-

Not, ihn zu verleugnen im Glück, das will mir Hundsfötisch erscheinen. Halten zu Gnaden!”

Das war ein fühes Wort, an der Tafel des Königs von Preußen gesprochen; und die es hörten, traf es so hart, daß nur noch die Uhr im Saal tickte, so totenstill war es um den, der da stand. Der aber, den sie den Spötter von Sanssouci hießen und der auch der alte Frik war, blinzelte den Sieger von Torgau an mit seinem blauwesten Blick, als wären noch einmal Wachtfeuer da statt der Kerzen und Augeln statt Worten: „Halten zu Gnaden!” sagte auch er und schwieg, als wollte der Aerger über die Hundsföt den Blick dennoch erlösch. Aber ein anderer als der, den die Herren in Sanssouci kannten, hob sich auf von der Tafel und hinkte an seinem Krückstock hin zu dem Alten, gab ihm die Rechte ganz in die Hand und legte die Linke auf seine Schulter: „Glücklicher Zieten!”, sagte er seltsam und sah nach den Tränen, die dem alten Husaren über die Schnüre in seinen Pelz rollten. Dann aber vergalt er den treuen und großen Mut mit dem seinen und war nicht langer als er: „Es soll nicht wieder geschehen!” sprach er laut und frei in die Beleidigung der andern und war wieder König unter den Kerzen. Winkte den Herren, sie wären entlassen, indessen er Arm in Arm mit dem Alten ins Kabine ging.

Mancherlei.

Das Schicksal der altpreußischen Kirchenverfassung.

Der Entwurf eines preußischen Staatsgesetzes betr. die Kirchenverfassung der evangelischen Landeskirchen liegt in diesen Tagen dem zuständigen Landtagsausschuß zur Beratung vor. Wie verlautet, ist seine Annahme nicht gesichert, da die Linke und Teile der bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft nicht gewillt scheinen, zu der Inkraftsetzung der Verfassung der altpreußischen Union ihre Zustimmung zu erteilen. Die Genehmigung der Verfassung der kleineren Landeskirchen scheint keine Schwierigkeit zu finden. Ein Konflikt zwischen Kirche und Staat würde in der jetzigen Lage von nicht abzusehenden Folgen sein.

Eine Eiterbeule der evangelische Kirche.

Staatssekretär Professor Trötsch im preußischen Kultusministerium sagte März 1919 zu Pastor Quistorp: Man könne zwar die evangelische Kirche nicht mit Gewalt zwingen, aber man habe ein andres Mittel, der Kirche Herr zu werden; daß sei, daß man möglichst viele radikale und liberale Dozenten ernenne, dann werde die Kirche von selbst, von innen heraus, aufgelöst.

Dem entsprechen folgende Tatsachen:

Bonn 1920: Die positive Professur für Altes Testament wird nach Emeritierung von Professor König eingezogen.

1920: Die positive Professur für Instrumental Theologie wird nach dem Tode von Professor Ed nach Marburg an Professor Nade übertragen, einen Liberalen.

Halle 1920: Der Fakultätsvorschlag für die alttestamentliche Professur (Bertholet, Sellin, Probst) bleibt unbeachtet. Guntel wird berufen.

1921: Zum Nachfolger für Professor Alt (pos.) wird auf die zweite alttestamentliche Professur Professor Eiffeldt berufen. Damit sind beide Professuren für Altes Testament liberal besetzt.

Breslau 1921: Zum Nachfolger für Professor Arnold (pos.) wird Professor von Soden, der bisher die zweite kirchengeschichtliche Professur in Breslau inne hatte, berufen; als dessen Nachfolger für die zweite Professur Ischornack bestellt. Damit sind beide Professuren für Kirchengeschichte in Breslau liberal besetzt.

Greifswald 1922: Die Berufung von Professor Elert zum Nachfolger für Professor Girgensohn wird verhindert.

Göttingen 1922: Es wird mehrfach versucht, in die positive neutestamentliche Professur Professor Kostermann (lib.) einzuschlieben.

Königsberg 1923: Professor Klostermann (lib.) wird als Nachfolger für Professor Behm (pos.) berufen.

Tübingen 1923: Professor Heitmüller (lib.) wird als Nachfolger für Professor Schlatter berufen.

1922/23: Professor Bornhausen in Breslau sucht das preußische Staatsministerium gegen die neue Kirchenverfassung aufzurufen. Brief des Professors Bornhausen an Superio-

tendent Röhler: „Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, daß preußische evangelische Theologieprofessoren und Religionslehrer nicht Diener der Kirche, geschweige denn bewußte Diener der Kirche sind.“

Juli 1923: 35 preußische Theologieprofessoren bitten das Ministerium um Schutz gegen die Bekennnisvorschriften der neuen Kirchenverfassungen. Von den im Vorstehenden erwähnten Professoren haben diese Eingabe u. a. unterzeichnet: Bornhausen, Eiffeldt, Gunkel, Heitmüller, Klostermann, Rade, v. Soden, Ischornad.

Die Allgemeine Evang.-Lutherische Kirchenzeitung (45) schließt diese beweisende Uebersicht mit den Worten: Daz hier eine schwere Krankheit am Leibe der Kirche vorliegt, ist kaum noch zu leugnen. Wann wird die Kirche sich aufraffen, dieser ihrer inneren Verzerrung zu begnen? Es gibt ein Zu-

L. L.

Vom Evangelischen Frauenverein in Blumenau.

Der Schriftleitung ging folgender Bericht zur Benutzung zu:

Seit dem Jahre 1907 besteht hier der Evangelische Frauenverein, der sich Krankenpflege und Geburtshilfe in der Gemeinde zur Aufgabe gestellt hat. Nach verschiedenen Fehlschlägen, in den ersten Jahren ist die Arbeit eine gesicherte geworden, seitdem der Frauenverein mit dem Wittenberger Diaconissen-Mutterhaus der „Frauenhilfe fürs Ausland“ zusammenarbeitet. Allmählich tauchte im Verein der Wunsch nach einem eigenen Heim für die Schwestern mit einigen Zimmern zur Aufnahme für die Wöchnerinnen auf. Der Gedanke fand Anhang, so erhielt denn der Verein im März 1920 das Grundstück neben dem bisher gemieteten Heim in der Alameda Rio Branco (früher Kaiserstraße) geschenkt, und im Mai 1920 ein Geschenk von 200 Milreis. Das war der Grundstock für den Bau des Hauses, nun begann eine eifrige Werbetätigkeit, die durch einen großen Erfolg belohnt wurde. Nach Verlauf von kaum 3½ Jahren, am 30. September 1923, wurde das Wöchnerinnenheim Johannastift eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben.

Das Haus kostet einschließlich der Erdauffüllung, der Gartenanlage und der Umzäunung 65 700 Milreis. Im Jahre 1923 wurde das Grundstück durch eine Schenkung von 450 Quadratmetern angrenzenden Landes bedeutend wertvoller gemacht. Unter Einrechnung des Grundstückswertes und der Einrichtung, hat das Besitztum heute einen Wert von 75 Contos de Reis. Allerdings ruhen noch 20 500 Milreis Schulden darauf, jedoch besteht die Zuversicht, diese Schuld mit der Zeit tilgen zu können, besonders, wenn alle Frauen in unserer Gemeinde eifrig für den Verein werben. Es müßte doch eigentlich als Pflicht einer jeden evangelischen Frau angesehen werden, als Mitglied dem Evangelischen Frauenverein anzugehören.

Die Arbeit im Wöchnerinnenheim und in der Gemeinde wird von vorsätzlich ausgebildeten Hebammen-schwestern geleistet. Das Jahr 1923 war besonders arbeitsreich. Eine große Zahl von Krankenbesuchen, Krankenpflegetagen, Nachwachen und kleinen Hilfeleistungen wie Verbänden und Massagen ist im Abrechnungsbuch verzeichnet. 103 Entbindungen fanden mit Hilfe unserer Schwestern statt (die dreifache Zahl wie im Vorjahr!). Auch das Wöchnerinnenheim erfreut sich eines guten Besuches, in den wenigen Monaten seines Bestehens sind durchschnittlich je vier Kinder auf den Monat im Johannastift geboren.

Soweit der Bericht. Es ist bewundernswert, daß die tatkräftige Leitung des Frauenvereins mit ihren Helferinnen in vier Jahren aus dem Nichts solch ein Werk geschaffen haben! Es ist aber auch jeder Frau dringend anzuraten, dieses Haus oder doch der Hebammen-schwestern sich im Bedarfsfalle zu bedienen, zumal — sehr im Gegensatz zu mancherlei Unglücksfällen bei anderer Hilfe — bisher alles wohl verlaufen ist. Auch hier sind Menschen am Werke, und Menschen sind nicht unfehlbar, aber bisher haben sie bewiesen, daß sie das Ihre gelernt haben und ihre Pflicht voll und ganz erfüllen, und der Segen, der jeder redlichen Arbeit geschenkt wird, ist auch nicht ausgeblieben.

Im übrigen wünsche ich, unsere Männer wären für unsere Gemeinden ebenso tatkräftig und opferwillig wie die Frauen des Evangelischen Frauenvereins für ihren Verein.

Neumann.

○ Für den Familiensch. ○

Heidjers Heimkehr.

Von Diedrich Spedmann.

Auf dem Snarshof zu Bierhöfen erwachte mit dem ersten Morgengrauen das muntere Leben eines schönen Tunitages. Das zierliche Hausrotschwänzchen, das in einem geschützten Winkel unter dem überhängenden Strohdach übernachtet hatte, flog einem der beiden Pferdelöpfe des Dachfirstes aufs Ohr, wippte mit dem Schwanz und sang sein beschiedenes Morgenlied. Majestätisch kam der Hahn die Hühnerleiter herabgestiegen und entbot seinem Volk und dem schlafenden Dorf einen heiseren Morgengruß. Davor erwachten die Kühe, die an den Seiten der geräumigen Diele träumten. Sie rasselten mit ihren Ketten und rasselten die letzten vom Abend übriggebliebenen welken Grashalme auf. Dann ließen sie ein lautes Muh durch das morgenstille Haus dröhnen. Das wedete die dralle Hausfrau, die immer die erste war. Sie erhob sich von der Seite des noch fest schlafenden Snarsbuern, warf ihr Kleid über und klapperte in Holzpantoffeln über die Diele. Vor der Knechtkammer am Pferdestall rief sie: „Hinnerl, upstahn!“ und vor der Mädchekammer: „Doris! Trina! Et ward Tied!“

Als hier nicht sofort geantwortet wurde, packte sie mit fester Hand den Griff und stieß die Tür auf. Da raschelte es im Bettstroh, und schlaftrunken kam es aus dem dämmerigen Raum: „Ja, Fro, wi kamt ja all!“

Ihren Ehemann ließ die resolute Frau etwas länger schlafen. Mit dem Snarshof war nämlich Gastwirtschaft und Posthilfsstelle verbunden, und da hatte Snarsbur abends die Post zu besorgen. Das heißt, er mußte von dem alten Postkutscher Jocher einen mageren Briefbeutel in Empfang nehmen und für Jochen und die etwaigen Fahrgäste einen „lütten Koren“ als Stärkung für die weitere Fahrt einschenken. Wegen dieser Arbeitsleistung am Abend durfte er morgens etwas länger schlafen. Nach einer kleinen Stunde war er aber auch zur Stelle. Er hatte im Gegensatz zu seiner kleinen Frau jenen langsam, bedächtigen Schritt: „Kommste heute nicht, so kommstle morgen.“

Nun waren die Bewohner von Snarshof, Mensch und Tier, alle wach. Die Sonne, die auf den tauglichernden Hof und durch die blanken Fensterscheiben schaute, freute sich, daß sie so munter an ihr Tagewerk gingen.

Plötzlich verhüllte sie ihr freundliches Gesicht mit einem leichten Wollenschleier. Sie hatte von ungefähr in das Fremdenschlafzimmer gesehen und einen Schläfer entdeckt, der noch gar keine Anstalten machte, sich des jungen Tages zu freuen.

Frau Sonne sandte einen hellen Strahl nach dem Langschläfer, — Fenstervorhänge verwehrten ihr das in Bierhöfen nicht — verfehlte aber ihr Ziel und traf nur die weiße Kalfwand hart unter der Decke.

Nach einer Weile schoß sie einen zweiten Strahl ab; der kam schon näher. Die Farben eines rohen Buntdrucks über dem Bett leuchteten grell auf.

Als sie sich abermals von einigen Wollenschleieren frei gemacht hatte, traf sie endlich ihr Ziel und stach mit ihrer Strahlanlanze den Schläfer in beide Augen. Der Getroffene zuckte zusammen und begrub sein Gesicht in die Kissen.

Nun tat die Sonne zu dem Glanz etwas Wärme. Da wurde es dem Mann unter der schweren, weiß und rot karierten Decke des riesigen Zweischläferbettes doch zu unbehaglich. Er wischte sich den Schlaf aus den Augen, erhob sich und begann langsam sich anzusleiden. Seine Bewegungen waren trotz seiner Jugend, trotz dem langen Schlaf und der warmen Junisonne müde und lässig, wie die eines Mannes, an dem schlimme Krankheit nagt, oder den schwerer Kummer drückt. Wiederholt hielt er inne und setzte sich auf den Bettrand, als ob er sich von der Arbeit des Ansleidens ausruhen müßte. Dann blickte er mit toten Augen zum Fenster hinaus.

Währenddessen saß Frau Dreher, die Snarsbuersche, nebenan in der sauberen Gaststube und schälte Kartoffeln. Ihr rundliches, rotbackiges Gesicht, das sonst von Zufriedenheit strahlte, hatte heute morgen einige Sorgensalten.

Was war das doch mit dem Gast, den die Post ihr gestern abend ins Haus gebracht hatte!

Sonst übernachteten bei ihr fast nur Viehhändler, die dann in der Frühe des andern Tages zum Handeln auf die umliegenden Höfe gingen. Zu dieser Zeit durfte sie ihren Gast sicher nicht rechnen. Das Neuherrere stimmte dazu nicht; auch schrieben die sich nicht so gewandt in das Fremdenbuch, wie jenr da eingetragen hatte: „Franz Heim aus München“. Und wenn sie von weit her waren, so kamen sie aus Hamburg.

Nun hatte die gute Frau schon mancherlei getan, um den aparten Gast würdig zu empfangen. Sie hatte ihre Holzschuhe mit feineren Lederpantoffeln vertauscht und eine reine Schürze vorgebunden. Den Fußboden der Gaststube hatte sie nicht schlichtweg mit Sand bestreut wie gewöhnlich, sondern so, daß die Sandfiguren einem langästigen Tannenbaum glichen. Und aus dem Glasschrank hatte sie das bessere Kaffeegesäß genommen, das sonst eigentlich nur die Herren Offiziere im Manöver bekamen und Pastor und Küster auf der Pröwenfahrt.

Frau Dreyer sah, indem eine Kartoffel nach der andern in den Eimer plumpste, darüber nach, was noch sonst geschehen könnte, und wer weiß, auf was für außerordentliche Ehrenungen sie noch verfallen wäre, wenn der Gast jetzt nicht das Zimmer betreten hätte.

„Morgen,“ sagte er tonlos und müde.

„Guten Morgen auch,“ antwortete sie lebhaft und munter. „Haben der Herr gut geschlafen in Bierhöfen?“

„Danke, es geht. Bitte, den Kaffee,“ sagte er kurz, ein Gähnen unterdrückend.

Frau Dreyer spülte sich hurtig die Hände ab und trocknete sie in der blauleinenen Schürze. Dann deckte sie ihrem Gäste den Tisch. Stolz setzte sie das gute, blau bemalte Geschirr vor ihn hin und mit nicht geringem Stolze einen Teller, der mit altbakenen Kassebrötchen und Zwiebäcken und einigen Streifen fossilen Butterkuchens vom Pfingstfest her hoch bedeckt war. Ja, sie hatte immer etwas im Hause, die Snarsbuerse. Aber der Fremde wußte das nicht zu schätzen. Er schob den Teller zurück und sagte verdrießlich: „Das Zeug mag ich nicht sehn. Bringen Sie mir Butter und Brot!“

Ein wenig gefränt trug Frau Dreyer ihre Schäze wieder. Als sie statt dessen einige tüchtige Rundums ihres saftigen Hausbrotes und ein gutes Stück ihrer goldgelben Butter gebracht und ihren Platz am Kartoffeleimer wieder eingenommen hatte, versuchte sie eine Entschuldigung ihrer guten Absicht: „Ich meinte, unser Schwarzbrot könnten nur wir Heidiher vertragen.“

„Sie können ja gar nicht wissen,“ entgegnete der andre, „ob ich nicht einer bin.“

Die Frau musterte ihren Gast, seine städtische Kleidung und sein schmales, bleiches Gesicht und sahen das nicht recht glauben zu können. „Nee,“ dachte sie, „die sind von andern Schlag.“

Nach einer Weile fragte sie: „Wo will der Herr denn heute noch auf hu?“

„Ich bleibe heute hier. Und ich möchte Sie bitten, mich auch morgen und übermorgen zu behalten. Vielleicht auch noch länger.“

Erstaunt blickte die Frau den Sprecher an, und die Kartoffel, die gerade unter ihren Händen war, verlor mehr Schale, als die Sparsamkeit der Hausfrau es sonst zuließ. Das war noch kaum vorgekommen, daß ein Guest länger als eine Nacht blieb. Es passte ihr auch durchaus nicht. „Da sind wir gar nicht auf eingerichtet,“ meinte sie. „Im Dorf is man schlecht was zu haben. Rich mal einen Slachter haben wir und müssen alles aus das Kirchdorf Wrieloh holen. Das ist beinahesten zwei Stunden zu gehen.“

Aber der Fremde beruhigte sie: „Frau Dreyer, Sie brauchen gar keine Umstände zu machen. Sie geben mir einfach Hausrührnlost, wie Ihnen Leuten. Wenn ich mal eine dicke Erbsensuppe und ein tüchtiges Stück Schinken kriege und dann mal einen dägten Buchweizenpfannkuchen, da bin ich ganz zufrieden. Si können es getrost mit mir wagen.“

Die Frau machte noch immer ein bedenkliches Gesicht. Mit dem Kartoffelschalen hatte sie innegehalten.

„Nicht wahr, Sie behalten mich?“ fragte der Guest. Jetzt lag in seinem Ton zum erstenmal etwas Leben, und er sah die Frau bittend an.

„Ne ja,“ meinte Frau Dreyer endlich zögernd, „wenn Ihnen denn so viel darum hu tun is, und Sie wollen vorlieb nehmen, denn man hu.“

Sie hätte jetzt gern ein längeres Gespräch angeknüpft. Über des Fremden Art war wieder so kurz und abweisend, daß sie die Versuche bald aufgab. Nicht einmal wagte sie zu fragen, was er wäre und was er in Bierhöfen wollte. Ihre Neugierde wurde aber wenigstens zum Teil befriedigt, als sie Zimmer ihres Gastes in Ordnung brachte. Sie sah einen Briefumschlag aus der Tasche seines Sommerüberziehers hervorlugen, und als sie ihn mit spitzen Fingern neugierig etwas weiter herauszog, entzifferte sie: „Herrn Kunstmaler Franz Heim, München“. Nun atmete sie beruhigt und erleichtert auf.

— Ja, bald wurde sie sehr froh. Im Nachbardorf war eine Gastwirtschaft, in der Hamburger Sommerfrischler alljährlich viel Geld liehen. Ob vielleicht nicht mit dem heutigen Tage auch ihr Haus als Sommerfrische in die Konkurrenz eintrat? Wenn's der erste Guest gut hatte, zog er wohl andre nach sich! Frau Dreyer beeilte sich, in die Küche zu kommen, um gleich mit den ersten Mittagessen auf den ersten Sommergast einen guten Eindruck zu machen.

Während sie am Herde schaffte, ging Franz Heim daran, sich in seinem Zimmer einzurichten. Unter die Fensterbank rückte er eine alte Holztruhe, deren geschnitzter Deckel in verschökelter Buchstaben die Inschrift trug: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, reyn dabey ist Bauerntracht“. In diese legte er seine Kleidung und Wäsche. Auf den mit Hausschädeln gedeckten Tisch packte er einige Bücher und allerlei Siebensachen. Er versührte dabei mit solcher Unlust und Gleichgültigkeit, als läge ihm an der Wohnlichkeit seines Zimmers gar nichts. Unachtsam und zerstreut ließ er eine zierliche alte Porzellanvase zur Erde fallen, daß sie klirrend zerbrach. Aber er ärgerte sich nicht einmal darüber, sondern warf die Scherben gleichgültig zum Fenster hinaus in den Appelhof, wo sie die an der Hauswand sich sonnenden Hühner in wilde Aufregung versetzten. Als Frau Dreyer nachher in das Zimmer kam, wunderte sie sich nicht wenig, daß ein so feiner junger Herr so gar nicht auf Ordnung hielt. Sie konnte es nicht unterlassen, mit leiser Hand nachzuholzen.

Um halb eins hatte Frau Dreyer das ledig bereitete Mittagessen aufgetragen und nötigte zu Tisch. Als der Guest Platz gerommen hatte, blieb sie ein Weilchen stehen, um eine wohlverdiente kleine Anerkennung zu hören. Sie wartete vergebens. Ja, mit großer Betrübnis mußte sie sehen, daß der einsilbige Guest ihren Speisen nur wenig Ehre antat.

Nach dem Essen nahm Franz Heim seinen Hut und schlenderte mit lässigen Schritten unter den mächtigen Eichen hin über den Hof. Sein Ziel war ein Fuhrengehölz, das durch eine Steinmauer vom Hofe getrennt war. Dicht an der Mauer lag ein Häuslingshaus mit moosgrünem Strohdach, bescheiden und niedrig, aber sauber und freundlich, als wollte es sagen: „Ich beherberge kleine Leute, aber glücklich und zufrieden sind sie unter meinem niedrigen Dach.“

Vor der Haustür auf einer Holzbank saß in Hemdsärmeln und Holzschuhen ein Achtzigjähriger. Seine wellensteifen Finger bewegten langsam, aber stetig die Strickstöcke. Er strickte sich ein Paar Soden aus grober, grauer Heidschmidewolle für den Winter. Als der Fremde näher kam, hielt der Alte mit seiner Arbeit inne und blickte groß auf, als erwarte er, angeprochen zu werden. Aber er bekam nur einen müden, gleichgültigen Blick und ein frostiges „Guten Tag“. Dann sah er den jungen Mann mühsam am Uebersteig über die Hofmauer klettern und im Walde verschwinden.

Seine Alte stieckte den greisen Kopf mit dem zusammengetrockneten Gesicht zum Fenster heraus und fragte: „Bader, wat wör dat för'n Kirl?“ — „Ic weet nich,“ antwortete der Gefragte, „is 'n Frömden. Schient so 'n hochnässigen Stadtminschen to wän, de unsereen knapp gon Dag seggt. Kann abers of wän, dat he frank is,“ fügte er nachdenklich hinzu, da sein hartes Urteil ihm schon leid tat. „He hatt keen Mud in de Knaken.“ — Dann strickte er an seinem Strumpfe weiter.

Der junge Mann, dem Arnsvader und Arnsmudder so hießen die beiden Alten im Dorfe — mit solchen Gedanken nachzudenken, war inzwischen, dem sandigen Fußwege folgend, tiefer in den Wald gekommen. In den sanft rauschenden Wipfeln der Föhren zirpte die Schwanzmeise, tiefer im Walde gurrten die Wildtäuben. Zuweilen kreischte ein Häher auf und strich in schaufelndem Fluge durch die Baumkronen. Grüne Sandlaufläser surrten vor dem Wanderer auf und ließen sich einige Schritte vorwärts nieder, bis der nahende Fuß sie wieder ausschreckte.

Nach einer Weile mündete der Weg in die Heide. Die Fuhren wurden spärlicher und niedriger und wechselten mit Wacholdern ab. Zwanzig Schritte abseits vom Wege hatte sich eine kleine Gesellschaft dieser dunklen Heideeremiten angesiedelt.

Unter ihrem Schatten legte der Wanderer sich in das hohe Heidekraut, das sich fast über ihm zusammenschloß. Die Blütezeit der braunen Erika war noch fern; die Glodenheide sang eben an, mit sanftroten Glöckchen dem Mondaufgang der Heide vorzuläuten.

Franz Heim hatte den Kopf schwer in die Hand gestützt, und sein Blick war auf einen fernen Kirchturm gerichtet, dessen stumpfes Dach zwischen den Fuhren und Wacholdern über die Horizontlinie emporlugte. Und wieder zog, wie in den letzten Tagen so oft, sein Leben in bunten Bildern an ihm vorüber.

Die ersten und ältesten Bilder zeigten hellen Glanz. Wie leuchtete selbst in dem trüben Dunkel der Gegenwart die Erinnerung an die schöne Jugendzeit im traulichen wiesenumgründeten Pfarrhaus da drüben zu Füßen des alten Kirchturms! In dieser glücklichen Zeit war ganz schüchtern und leise die erste Neigung zur Kunst erwacht, und wie hatten die ersten Vorbeeren ihn beglückt! — Ach, sie waren so willig von Onkeln und Tanten und Nachbarpastoren und später von dem alten Zeichenlehrer des Gymnasiums gespendet worden!

Dann wurden die Bilder, die dem einsamen Grübler vor die Seele traten, dunkler und dunkler. Es kam das schreckliche Jahr 1881; da waren ihm beide Eltern gestorben. In dem Schatten des Kirchturms drüben lagen ihre Gräber.

Von da an hatte er einsam im Leben geslanden. Nach langem Tränen ließ der Vormund ihn auf die Malerakademie nach München ziehen. Dort hatte er nun fünf Jahre studiert und gemalt und es sich dabei fürwahr sauer werden lassen... Aber umsonst... Er war doch in der breiten Masse der Kunstproletarier untergegangen. — Vor wenigen Tagen war ein größeres Gemälde, die Arbeit eines halben Jahres, vollendet. Auf dieses hatte er die schönsten Hoffnungen gesetzt. Aber wieder war das Werk von der maßgebenden Kritik totgeschwiegen oder verworfen. Das hatte ihn tief getroffen.

In verzweifelter Stimmung war er zur Stadt hinausgestürzt an das Isaruf, Der Fluss war gerade hoch geschwollen und führte schmutzigelbe Wassermassen von starken Regengüssen im Hochgebirge mit sich. Am schäumenden Wehr stand er lange und schaute in die wilden Fluten hinab, und es war ihm, als ob eine dunkle Macht ihn in die Strudel hinabziehen wollte. — Was sollte er noch auf der Welt? — Seine Kunst die ihm alles war, hatte sich ihm aufs neue als treulos erwiesen. Das kleine väterliche Erbe war bis auf einen geringen Rest draufgegangen. War es nicht am besten, wenn er da unten in der schäumenden Tiefe...

Da waren die kleinen stahlblauen Schwalben über die Fluten dahingeschossen und hatten gezwitschert — gerade wie einst über der Werle, die durch die Wiesen der Heimat rieselte. Und mit dem Schwalbenlied waren Worte aus dem alten Liede in ihm lebendig geworden, daß einst Lehrer Bartels in der Dorfschule ihn gelehrt — wunderbar hatte der alte Mann es lesen und deuten können:

O du Heimatflur,
Lah zu deinem heilgen Raum
Mich noch einmal nur
Entfliehen im Traum."

Und da war sie vor ihm aufgetaucht, die stillen Heimat fern im Norden, mit ihren weiten Heideslächen, ihren ernsten Fuhrenwäldern, mit ihren heimeligen Dörfern und Gehöften. Mit einem Male war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er noch etwas auf der Welt hatte, was eine Macht auf ihn ausübte, eine Heimat. Heimat war sie ihm geblieben, obgleich Vater und Mutter nicht mehr vor dem ehemaligen Pfarrhaus standen und dem heimkehrenden Sohne die Arme öffneten. Aus dem Untergrunde seines Wesens war das geheimnisvolle Grundgefühl, die Liebe zur Heimat, das Heimweh, aufgetaucht und hatte ihn mit sanfter Gewalt von dem letzten, schrecklichen Schritte zurückgehalten. „Lah zu deinem heilgen Raum mich noch einmal nur entfliehn“ — und mit dem Nachtschmelzug war er gen Norden gereist, nachdem er seine wenigen Habeligkeiten schnell zusammengepackt hatte. Und nun lag er in der Bierhäuser Heide, anderthalb Stunden von seinem Heimatdorf Brieloh. Dahin hätte er nicht gehen mögen, weil er die tausend Fragen seiner alten Bekannten fürchtete.

Was wollte er nun eigentlich hier? Das wußte er selbst nicht. Unter der dünnen Betäubung, die seit jener schweren Enttäuschung auf ihm gelegen hatte, war es ihm unmöglich gewesen, darüber nachzudenken.

Um ihn summten die Bienen in Glodenheide und Thymian. Jedes dieser Tierchen hatte seine Lebensaufgabe schön erfaßt: vor Blüte zu Blüte zu fliegen, in die duftigen Kelche zu tauchen, den süßen Honig zu sammeln, schwirrenden Flugs heimzutragen und in die schimmernden Waben zu flieben. Und drüben auf dem Felde die derben Knechte und Mägde bei ihrer schweren Arbeit — zuweilen trug der Wind ein Lachen oder einen Zuruf herüber — die waren auch an ihrem Platz und froh und zufrieden dabei. Franz Heim beneidete die kleinen Arbeiter in der Blumenau und die großen auf dem Felde. Die wußten, wozu sie auf der Welt waren.

Was wollte denn er hier? — Diese Frage drängte sich ihm nun doch mit Gewalt auf. „Wenn ich nicht verhungern will,“ sagte er bitter zu sich, „bleibt mir nichts übrig, als daß ich mid, als Knecht vermiete und den Pinsel mit der Farbe vertausche.“ Über doch noch einmal die Palette zur Hand nehmen? Nein, nein, um alles in der Welt nicht! Der Gedanke verursachte ihm geradezu körperliches Unbehagen. Die Malgeräte lagen ganz zu unterst im Reisekorb und sollten in ihrer Ruhe gewiß nicht gestört werden. Aber was denn? Der einsame Grübler fand keine Antwort. Eine bitterböse, verzweifelte Stimmung lag über ihn. Ein unvorsichtiger Lautsäfer, der sich auf seine Weste verirrte, mußte es schwer büßen, indem er durch einen ärgerlichen Schlag der Hand zerquetscht wurde. Als das Tierchen zuckend im Heidekraut hing, tat es aber dem unbedachtsamen Wörder schon leid, daß er dem harmlosen Geschöpf sein bisschen Lebenslust geraubt hatte. Aber, dachte er, das Schicksal schlägt auch mit derber Faust zu, wenn eins von uns Menschenkindern sich dahin versteigen hat, wo hin es nicht gehört.

Die Schatten des Wacholderbusches wurden länger. Das Bienengesumm verstummte nach und nach. Nur einige ganz fleiße Arbeiterinnen hingen noch an den Blüten; die meisten hatten schon Feierabend gemacht. Die Leute auf dem Felde legten die Ackergeräte über die Schulter und gingen heim. Aus der Heide stiegen leichte, weiße Nebel auf. Wie alte Leute in stillen Abendstunden vergangener Zeiten gedenken, so feierte die Heide in abendlicher Stille die Erinnerung uralter Zeiten, da das Meer noch die norddeutsche Tiefebene bedeckte. Die wallenden Nebel ließ sie wie den weiten, endlosen Ozean erscheinen, in dem blaue Fuhrenwälder als ferne Inseln schwammen. Der einsame Träumer hatte in diesem Nebelmeere das Gefühl des Schiffbrüchigen, der nichts gerettet hat als das nackte Leben. Und war dieses es noch wert, so ängstlich festgehalten zu werden? Waren die nicht viel besser daran, welche die Tiefe schon verschlungen hatte?

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben

für notleidende Kinder in Deutschland von den Konfirmanden in Timbó:

Leni Lorenz 20 \$; Blanka Baumeier, Gertrud Klug je 5 \$; Mathilde Isbner 2 \$; Hermann Haase, Bruno Höltgebaum, Adele Loppnow, Alwin Benzle, Frida Adam, Herta Träger, Adele Lange, Frieda Schrey je 1 \$; Alfred Hansen 0\$700; Gertrud Gustmann, Hilde Zumach je 0\$600; Richard Erimm, Hilde Harbs, Frida Zafostelsky je 0\$500; Alfred Borchardt, Artur Gellert, Alwin Höltgebaum, Rudolf Klitzke, Maria Ewald, Cäcilie Mantel, Agnes Milchert je 0\$400; Reinhold Benz, Frida Bolduan, Else Temuth, Ottolie Schreiber je 0\$300; Rudolf Eidenberg, Louis Gekner, Heinrich Jennrich, Oskar Kellermann, Alfred Klug, Gustav Klug, Oskar Manske, Rudolf Benz, Friedrich Piske, Erich Ruprecht, Artur Schulze, Horst Collen, Karl Schwarz, Rudolf Steffen, Otto Ueder, Alfred Ziduhr, Artur Ziduhr, Röschen Bodmann, Auguste Klitzke, Olga Klitzke, Wilhelmine Klitzke, Elsa Stuhler je 0\$200; Alwin Goede, Georg Hein je 0\$100; von Willi Juch 1 \$; Kollektenteil 7 \$; zusammen 60\$000.

Von den Konfirmandinnen schenken Leni Lorenz eine neue Altardecke und Blanka Baumeier ein neues Kniekissen für unsere Kirche.

Allen Gebären herzlichen Dank! Pfarrer Hohlfeld.

Als Liebesgabe für deutsche Kinder und für unsere Kirche haben gestiftet:

10 \$ Lore Müller; je 5 \$ Herta Probst, Ruth Willerding, Wally Rabe und Hilda Berndt; 4 \$ Eva Groß; je 2 \$ Herlio Teeke, Lilly Werner, Wally Dittrich, Arnold Haertel, Wilhelmine Gielow, Anna Kreitlow, Karl Otte, Maria Redelberg, Charlotte Budag, Frieda Koffle, Walter Zwider, Ruth Dietrichkeit, Leni Lorenz, Ottlie Bähr, Isa Jensen, Viktor Germer, Sebald Otte, Ilse Steinbach, Bertha Hafz, Ernst Zimmermann Rosa Obermaier, Hilde Schmidt, Amanda Schmidt, René Bonnemasou; je 1 \$ Geschwister Alfarth, Gisela Brezke, Richard Weise, Otto Gielow, Willi Froemming, Paula Hoeltgebaum, Hilda Korte, Otto Rüdiger, Edeltraut Niediger, Alice Weise, Karl Bronnemann, Mida Meinede, Gertrud Hadlich, Artur Gaulke, Gerhard Dresler, Heinrich Raestner, Edith Reff, Wanda Küller, Max Meldola, Heinrich Grahl, Wanda Wehmuth, Hugo Lippel, Irmgard Lippel, Erna Schönau, Erich Geske, Armin Jochke, Erwin Grahl, Jens Schipmann, Gerda Hadlich, Arno Häußer; je 0\$600 Else Bähr, Helmut Krambeck; je 0\$500 Anita Bähr, Gerhold Bähr, Leopold Schönfelder, Hermann Krepeln Ewald Geske, Frieda Seiler; zusammen 117\$200.

Außerdem für Deutschland in Gaspar 42\$000 gesammelt.

Die Rechnungsablage für die nach Deutschland bestimmten Gelder erfolgt nach einiger Zeit im Christenboten.

Herzlichen Dank! Pfarrer Neumann.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 4. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heiliges Abendm. in Belchior; 7½ abends, Gottesd. in Blumenau. Sonntag, 11. Mai, 9½ Uhr vorm., Abschiedsgottesdienst in Blumenau. Himmelfahrt, 29. Mai, 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann.) Sonntag, 1. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Velha (P. Oßas). Pfingstsonntag, 8. Juni, 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann.). Sonntag, 15. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar (P. Goosmann.). Sonntag, 29. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-Norte (P. Oßas). Sonntag, 29. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann.). Sonntag, 13. Juli, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Russland (P. Goosmann.). Sonntag, 27. Juli, 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau (P. Oßas). Sonntag, 3. Aug., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Belchior; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Bahú (P. Oßas). Sonntag, 10. Aug., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann.). Sonntag, 24. Aug., 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann.).

Hier Pfarrer Goosmann wird an jedem Mittwoch vormittags im Pfarrhause zu sprechen sein. — Anmeldungen von Amtshandlungen sind an den Kassierer, Herrn M. Creuz, zu richten.

Bereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd. in Serafim. Sonntag, 11. Mai, Gottesd. mit Beichte u. heil. Abendm. in der Telegraphenlinie. Sonntag, 18. Mai, vorm., Gottesd. in der Schule bei Wulf; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava. Danach Versammlung in der Kirche zweds Gründung eines Kirchenchores. Sonntag, 25. Mai, Gottesd. in Itoupava-Rega. Himmelfahrt, 29. Mai, Konfirmation und heil. Abendmahl in Obere Massaranduba. Pfingstsonntag, 8. Juni, vorm., Gottesd. in Itoupava; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava-Rega. Pfingstmontag, 9. Juni, Gottesd. in Untere Massaranduba. Sonntag, 15. Juni, Gottesd. im 13. Mai. Sonntag, 29. Juni, Gottesd. in Jacú-Assú.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Oßas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badensurt.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd., Beichte u. heil. Abendm. in Encano do Norte; 8 Uhr abends, in Badensurt. Sonntag, 11. Mai, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo. Sonntag, 18. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-zinha. Sonntag, 25. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza. Himmelfahrt, 29. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Badensurt. Sonntag, 1. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Testo Central. Pfingstsonntag, 8. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Badensurt. Pfingstmontag, 9. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd. in Testo Central. Sonntag, 11. Mai, Gottesd. in Pommerode. Sonntag, 18. Mai, Gottesd. in Rio Serro. Sonntag, 25. Mai, Gottesd. in Obere Rega. Himmelfahrt, 29. Mai, Gottesd. in Pommerode. Sonntag, 1. Juni, Gottesd. und heil. Abendm. in Benjamin Constant.

Pfingstsonntag, 8. Juni, Gottesd. in Pommerode

Pfingstmontag, 9. Juni, Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 15. Juni, Gottesd. in Ribeirão Grande. Sonntag, 22. Juni, Gottesd. und heil. Abendm. in Testo Central.

Sonntag, 29. Juni, Gottesd. und heil. Abendmahl in Obere Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 1½ Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd. in Benedicto Novo.

Sonntag, 11. Mai, Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 18. Mai, Gottesd. in Carijos; 3 Uhr nachm., Gottesd. u. heil. Abendm. in Obermulde.

Sonntag, 25. Mai, Gottesd. in Freiheitsbach.

Himmelfahrt, 29. Mai, Konfirmation und heil. Abendm. in Cedro Alto.

Die Gottesdienste beginnen um 1½ Uhr vorm.

Pfarrer Höhlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 4. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Scharlach; 8 Uhr abends, Abendgottesd. und heil. Abendm. in Hammonia.

Sonntag, 11. Mai, 1½ 10 Uhr vorm., Gottesd. in Sellin. Freitag, 16. Mai, 8 Uhr abends, Abendgottesd. in Neu-Stettin.

Sonntag, 18. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Nova Helvetia (Serra).

Sonntag, 25. Mai, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heiliges Abendm. in Neu-Bremen.

Himmelfahrt, 29. Mai, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia; 3 Uhr nachm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Neu-Breslau.

Sonntag, 1. Juni, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. in Hammonia.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 4. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Tançó.

Sonntag, 11. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Cobras.

Sonntag, 18. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Matador.

Sonntag, 25. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 1. Juni, Gottesdienst in Itajahy.

Pfarrer Ratjoh.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 4. Mai, Gottesd. und Kindergottesd.

Sonntag, 11. Mai, Gottesd.

Sonntag, 18. Mai, Gottesd. und Kindergottesd.

Sonntag, 25. Mai, Gottesd.

Himmelfahrt, 29. Mai, Gottesd. und Kindergottesd.

Pfarrer Ratjoh.